

Martin-Luther-Universität  
Halle-Wittenberg



*Hallische Beiträge zur Zeitgeschichte*  
*Heft 14*

Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und die  
Nachkriegszeit

- Halle 2004 -

**Impressum:** Die Hallischen Beiträge zur Zeitgeschichte erscheinen in loser Folge.  
Herausgeber: Prof. Dr. Hermann-Josef Rupieper  
Redaktion: Daniel Bohse (v. i. S. d. P.), Denise Wesenberg  
ISSN: 1433-7886

**Druck:** Druckerei der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
Kröllwitzer Straße 44, 06120 Halle (Saale)

## **Inhalt**

### **Hermann-J. Rupieper**

*Einleitung*.....5

### **Johannes S.**

*Flucht aus Schlesien und das erste Nachkriegsjahr*.....9

### **Fritz K.**

*Erinnerungen, ernste und auch heitere, an meine Soldatenzeit vom 5. Februar 1943 bis 10. August 1946*.....33

### **Marie W.**

*Erinnerungen einer Lehrerin an die Jahre 1934-1947*.....119

### **Hans-Joachim Diesner/Hans-Dieter Zimmermann**

*Dornige Lager. Report einer Odyssee zwischen 1941 und 1945*.....136



## *Einleitung*

Die Verbrechen des NS-Regimes, allen voran der an der jüdischen Bevölkerung begangene Holocaust, prägen bis heute die deutsche Nachkriegsgeschichte. Für die meisten Zeitgenossen war der Alltag im Nationalsozialismus jedoch bestimmt von persönlichen Erlebnissen, privaten Erfahrungen, der Sorge um die Familie, das berufliche Fortkommen und die Einordnung in eine private Lebenswelt, die auch in der Diktatur, trotz aller staatlicher und ideologischer Eingriffe, dominierte. Die Extremerfahrungen von Krieg, Flucht und Vertreibung bedeuteten massive Eingriffe in die Biographie der Betroffenen und wurden individuell verarbeitet. Auch die Erinnerungen an diese Ereignisse sind keineswegs identisch, sondern lassen divergierende Perzeptionen und Reaktionen erkennen. Es handelt sich um begrenzte Ausschnitte der Realität abseits der großen Politik.

Die folgenden Berichte wurden zu unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlichem Abstand zu den Ereignissen niedergeschrieben. Der älteste Zeitzeugenbericht stammt aus dem Jahre 1946. Er beschreibt das Ende der NS-Herrschaft in Breslau Ende Januar 1945, die chaotische Lage beim Abtransport der Bevölkerung, vor allem von Frauen, Kindern und Männern, die nicht mehr im letzten Aufgebot des Volkssturmes verheizt werden konnten, vor der Ankunft der sowjetischen Truppen. Der Verfasser, ein kaufmännischer Angestellter, 1884 in Breslau geboren, steht noch unter dem unmittelbaren Schock der Ereignisse, eine Reflexion über das NS-Regime oder eine Einordnung der Fluchterfahrungen erfolgt kaum. Im Zentrum des Berichtes stehen Bemerkungen über den Zusammenbruch der Infrastruktur, die Irreführung der Bevölkerung durch die NS-Propaganda mit ihren „Siegesmeldungen“ bis zu einem Zeitpunkt, zu dem klar war, daß der Krieg längst verloren war. Von Interesse sind auch die Erfahrungen in den ersten Wochen der sowjetischen Besatzung in Bad Liebenwerda, die Einstellung zu den sowjetischen Besatzern, die Plünderungen, Vergewaltigungen und die persönliche Unsicherheit. Es ist die Niederschrift eines „pater familias“, der den Überlebenskampf seiner Familie hautnah miterlebt und für die Nachwelt festhalten möchte. Er ahnt, daß die Familienerinnerungen, die offenbar in Breslau geblieben sind, bei der Einnahme der Stadt verloren gehen werden, kann sich aber sicher nicht vorstellen, dass er seine Heimatstadt nie wiedersehen wird. Er stirbt 1946.

Die weiteren Zeitzeugenberichte entstanden erst im März 1989 bzw. nach dem Zusammenbruch der DDR und sind vor dem Hintergrund der zeitlichen Distanz und der DDR-Erfahrung geschrieben worden. Offenbar regte das Ende der DDR zum Nachdenken über die erste deutsche Diktatur und die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte an.

F. K. beschreibt seine Soldatenzeit von Februar 1943, als er im Alter von 41 Jahren eingezogen wird, bis zu seiner Entlassung aus der russischen Kriegsgefangenschaft und der Rückkehr nach Halle im August 1946. Der Bericht wurde im März 1989 niedergeschrieben. Er zeigt die Kriegserfahrung aus der Sicht eines einfachen Soldaten<sup>1</sup> eines Nachschubbataillons, der bis kurz vor seiner Gefangennahme Anfang Mai 1945 nicht direkt in Kampfhandlungen an der Ostfront verwickelt war. Die privilegierte Stellung der Truppe bei der Versorgung mit Lebensmitteln, Alkoholika, Zigaretten und sonstigen Waren des täglichen Bedarfs, aber auch die Requirierungen von Vieh, die Eingriffe in den Privatbesitz der Zivilbevölkerung in den besetzten Ländern, die Ausbeutung der Arbeitskräfte und die Kontakte zur Bevölkerung werden deutlich und dominieren den Bericht. Der mörderische Eroberungs- und Vernichtungskrieg der Wehrmacht, wie er aus der neueren Literatur bekannt ist<sup>2</sup>, findet hier nicht statt. Liegt dies nur an der selektiven Erinnerung des Berichterstatters, Verdrängung oder handelt es sich tatsächlich um die Kriegserfahrung hinter der Front in einer Nachschubeinheit? Es dominiert die Interpretation, anständig geblieben zu sein.

An einigen Stellen wird allerdings deutlich, daß aus Sicht des Verfassers Rücksichtnahme und Weichheit gegenüber der Zivilbevölkerung unangemessen seien. Andererseits wird behauptet, daß man sich den russischen Gefangenen und sogenannten „Hilfswilligen“ gegenüber, ein Begriff, der den Zwangscharakter des Arbeitsdienstes für die Wehrmacht nicht richtig wiedergibt, korrekt verhalten habe. Dagegen ist bekannt, daß rund drei Millionen sowjetische Kriegsgefangene hinter der Front oder in Lagern verhungerten, erfroren, an Seuchen starben oder auch ermordet wurden.<sup>3</sup> In diesem Bericht tauchen sie nur als Gefangene bei der Entladung von Munitionstransporten, dem Verladen von Benzin und Dieseltreibstoff oder beim Baumfällen auf, die unter den Bedingungen der Gefangenschaft noch ein halbwegs erträgliches Dasein fristen und die Mitmenschlichkeit der Besatzer erleben, wenn man den Hungernden stillschweigend Brot überläßt. Kontakte zur einheimischen Bevölkerung gab es durch Personen, die in der Schneiderstube, der Bäckerei oder der Wäscherei für Uniformen tätig waren. Hier scheint es sich sowohl um Kriegsgefangene wie um „Hiwis“, so der Landser-Jargon, gehandelt zu haben. Als Wäscherinnen wurden offenbar junge Mädchen in den Dörfern zusammengetrieben und als „frei-

---

<sup>1</sup> Zur Problematik der Sicht des Krieges aus der Perspektive einfacher Wehrmachtangehöriger vgl. Wolfram Wette: Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden, Frankfurt/M. 2002, besonders S. 156-180.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu Omer Bartov: Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges, Hamburg 1995; Christian Hartmann: Verbrecherischer Krieg – verbrecherische Wehrmacht?, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 1/2004, S. 1-76.

<sup>3</sup> Vgl. Christian Streit, Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945, Stuttgart 1978, Neuauflage 1997.

williger Arbeitsdienst“ deklariert. Der Bericht umfaßt auch die Erfahrung der Gefangennahme, die Arbeit in der Gefangenschaft und die Rückkehr nach Halle. Der Verfasser, offenbar ein gläubiger Christ, sieht die deutsche Niederlage auch als Strafe Gottes für den Hitler'schen Angriffskrieg.

Der mit Erinnerung an den Freiwilligen Arbeitsdienst bzw. den Landeinsatz in Mecklenburg beginnende Erinnerungsbericht lenkt den Blick auf die Erfahrung einer 1914 geborenen Frau, die in der NS-Zeit zur Lehrerin ausgebildet wurde und seit 1990 einzelne Erlebnisse niedergeschrieben hat, die den Zeitraum 1934 bis 1947 umfassen. So berichtet sie unter anderem über jüdische Schicksale in Halle, ihre Empfindungen in bezug auf die Bombenangriffe auf Leipzig im Dezember 1943 und das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944, die Ankunft der Flüchtlingstrecks, die kurze Zeit der amerikanischen Besatzung und die Präsenz russischer Truppen.

Schließlich folgen die autobiographischen Aufzeichnungen eines jungen Soldaten, der über seine Gefangennahme in der Tschechoslowakei durch amerikanische Truppen, das Lagerleben und die Flucht aus einem tschechischen Lager nach Bayern berichtet. Der Verfasser studierte später Geschichte, Englisch und Geographie an der Universität Leipzig und lehrte Alte Geschichte an den Universitäten Greifswald und Halle. Der ebenfalls nach dem Zusammenbruch der DDR niedergeschriebene Bericht reflektiert Kriegserfahrungen und Nachkriegszeit.

Alle Berichte zeigen, wenn auch aus unterschiedlichen Perspektiven, die persönlichen Erfahrungen der Zeitzeugen in der NS-Zeit und der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die „große Politik“ wird zumeist ausgeblendet. Das individuelle Erlebnis und der Überlebenskampf, das Gefühl, noch einmal davon gekommen zu sein, stehen im Vordergrund. In diesem Sinne repräsentieren die Aufzeichnungen wahrscheinlich die Perzeption einer Mehrheit der deutschen Bevölkerung in ihrer historischen Erinnerung an Krieg und Nationalsozialismus.

Hermann J. Rupieper





## Flucht aus Schlesien und das erste Nachkriegsjahr<sup>1</sup>

Da mir infolge meiner Flucht aus Breslau voraussichtlich alle Familien-erinnerungen durch Beschießung der Stadt verloren gehen werden, möchte ich hier für meine Nachkommen einiges aus meinen Erinnerungen niederschreiben. Zunächst, wie es zu dieser Flucht kam.

Am 15. Januar 1945 hatten die Sowjetrussen ganz überraschend einen Durchbruch bei Basanow in Polen erreicht, den sie sehr schnell erweitern konnten, so daß sie bald ganz Ostschlesien überfluteten. Ich konnte mich leider an dem zur Verteidigung von Breslau aufgebotenen Volkssturm nicht beteiligen, da ich eben erst nach einer Staroperation aus dem Krankenhaus entlassen war. Am Sonntag, dem 21., wußten wir noch nicht, ob wir fort-müßten, obwohl bereits ein Aufruf des Gauleiters Hanke<sup>2</sup> alle Mädchen und Frauen mit Säuglingen und kleinen Kindern zum Verlassen der Hauptstadt in westlicher und südlicher Richtung aufgefordert hatte. Dann hieß es, Breslau sei zur Festung erklärt worden; alle Nichtkombattanten sollten schnellstmöglich Breslau verlassen, da die ersten Feindpanzer schon vor Brieg<sup>3</sup> wären. Es herrschte eine sehr strenge Kälte mit Schnee, so daß wir es für ausgeschlossen halten mußten, zu Fuß Breslau zu verlassen, meine Frau und ich nämlich.

Es sollten bis einschließlich Montag noch Züge gehen, die alle Flüchtlinge kostenlos befördern würden. So packten wir denn in der Nacht von Sonntag zu Montag das Nötigste in zwei Koffer und zwei schwere Rucksäcke, ein Marktnetz mit Mundvorrat und einen Karton mit Lebensmitteln und begaben uns um halb 12 Uhr Montag mittags zur Straßenbahn. Ich hatte früh um sieben versucht, nochmals in mein Büro zu gelangen, kam aber wegen Verstopfung der Straßen nicht mehr hin. Die Straßenbahn fuhr ohne Bezahlung, da alle Schaffnerinnen schon weggeschafft waren. Um 12.45 Uhr langten wir endlich auf dem Freiburger Bahnhof an, wo natürlich bereits eine unübersehbare Menschenmenge die letzte Möglichkeit zur Beförderung mit der Eisenbahn nutzen wollte. Hier standen wir beiden Alten nun mit dem Rucksack auf dem Rücken im Drangsal fürchterlicher Enge und warteten, ob einer der immer wieder abgehenden Züge uns mitnehmen würde. Endlich wurden wir, in einem Menschenknäuel fast

---

<sup>1</sup> Handschriftliche Aufzeichnungen über die Flucht aus Schlesien und das erste Nachkriegsjahr von Johannes S., abgeschrieben von seiner Tochter 1996.

<sup>2</sup> Karl Hanke, geb. 24.8.1903, gest. offenbar Juni 1945.

<sup>3</sup> Brieg (polnisch Brzeg), Kreisstadt (1933 29.816 Einwohner) im Regierungsbezirk Breslau.

zerquetscht, bis an einen Zug in Richtung Königszelt<sup>4</sup> herangeschoben und kamen nach entsetzlichem Drücken in ein Abteil hinein, wo wir im Finstern zwischen Gepäckstücken eingeklemt bis um 8 Uhr abends warten mußten.

Dann setzte sich der Zug endlich in Bewegung und kam mit vielen Unterbrechungen in Königszelt an, wo wir ausstiegen und frierend bei Eiskälte bis halb 12 Uhr auf einen Zug nach Jauer<sup>5</sup> warten mußten, der schon seit Stunden fällig war. Endlich kam er auch, und es entspann sich erneut der Kampf um einen Stehplatz. So langten wir dann halb 2 Uhr nachts bei unserer Tochter Dorle W., deren Mann als Oberleutnant der Gebirgsjäger im Oktober 1944 gefallen war, an. Dorle wohnte hier im Haus ihrer gestorbenen Schwiegermutter mit ihrem vierjährigen Jungen und ihrer Tante zusammen. Unsere Tochter Annemarie mit ihrem Sohn Rainer war auch hier, fuhr aber am nächsten Tag, um noch fortzukommen, gleich nach Liebenwerda. Dorle war schwanger und sollte bereits Ende Februar entbinden. Deshalb versuchten wir sofort über NSV<sup>6</sup> und Parteikreisleitung einen Abtransport zu erreichen. Was wir dort hörten, war nicht sehr ermutigend. Die schwangeren Frauen und Mütter mit Kleinkindern wurden auf offenen Wagen oder Planwagen mit Gespann trotz der strengen Kälte und des vielen Schnees abtransportiert. Viele starben unterwegs oder blieben am Wege liegen. Bald wurde ein Massengrab mit den aufgesammelten Erfrorenen gefüllt. Dann versuchten wir – meine Frau und ich, Dorle mit Sohn, Tante Kläre Krause und Dorles Base aus Essen, die schon lange hierher geflüchtet war, mit ihrem Sohn – über Rohnstock<sup>7</sup> und Hirschberg<sup>8</sup> fortzukommen. Wir waren drei Tage hintereinander bei Glatteis und großer Kälte auf dem Bahnhof und warteten dort viele Stunden, zum Teil standen wir schon stundenlang im Zug, als es dann hieß, die Strecke sei verstopft. Endlich am 31. Januar brachte Dorle am Nachmittag von der NSV die Nachricht und einen Fahrtausweis, daß alle Breslauer Flüchtlinge mit einem Sonderzug nach Sachsen gebracht würden und sofort auf dem Bahnhof einsteigen könnten. Wir rafften also in fieberhafter Eile unsere Habseligkeiten zusammen. Inzwischen hatte es getaut und war ein knöcheltiefer Schmutz mit Regen und Wind. Bei diesem Wetter schafften wir unser Gepäck, das wir inzwischen noch vermindert hatten, im Stockfinstern ganz hinten auf den Güterbahnhof, wo der Sonderzug stand, den wir nach

---

<sup>4</sup> Königszelt (polnisch Jaworzyna Sl.), Dorf im Landkreis Schweidnitz, (1939 3.866 Einwohner), Knotenbahnhof der Strecken Breslau – Freiburg/Schlesien und Schweidnitz – Striegau.

<sup>5</sup> Jauer (polnisch Jawor), Kreisstadt (1939 13.847 Einwohner) im Regierungsbezirk Liegnitz.

<sup>6</sup> Nationalsozialistische Volkswohlfahrt.

<sup>7</sup> Rohnstock, (polnisch Roztoka), Dorf im Landkreis Jauer.

<sup>8</sup> Hirschberg/Riesengebirge (polnisch) Jelenia Góra, Kreisstadt (1939 80.264 Einwohner) im Regierungsbezirk Liegnitz.

langen Irrfahrten auch erreichten. Wir vier Personen – Tante Kläre wollte nicht mit und Frau V. mit Sohn war schon von Verwandten mitgenommen worden – bekamen ein Abteil für uns zu unserer Freude und machten es uns bequem. Da wir viele Sachen übereinander an hatten, brauchten wir auch nicht zu frieren und konnten nach den Anstrengungen sogar etwas schlafen. Um 3 Uhr morgens setzte sich der Zug in Richtung Liegnitz<sup>9</sup> in Bewegung. Hier kam noch eine unendliche Menschenmenge hinzu, so daß unser Abteil mit Frauen, Kindern, Bettsäcken und Gepäck übertoll gestopft wurde. Der Zug sollte nach dem sächsischen Vogtland gehen. Da wir nach Liebenwerda wollten, mußten wir in Kohlfurt<sup>10</sup> aussteigen. Hier war aber eigentlich kein Aussteigen vorgesehen, und der Zug hielt deshalb weit draußen, so daß wir mit unserem Gepäck, dem kleinen vierjährigen Dieter und Dorle in ihrem Zustand über Gleise hinweg und zwischen Zügen entlang bis in den Bahnhof hineinlaufen mußten. Dort konnten wir einen Teller Suppe von der NSV essen und einen Zug nach Liebenwerda um 14.30 Uhr erreichen. Hier kamen wir um 19.30 Uhr am 2. Februar an und dankten Gott von Herzen, daß er uns auf unserer Flucht und Reise so gnädig beschützt und geführt hatte. In Liebenwerda wohnte die verwitwete Schwiegermutter meiner Tochter Annemarie, Frau Bertha H., deren Mann Postsekretär war. Annemarie hatte 1941 deren zweiten Sohn Rudolf geheiratet, der auch Lehrer ist, leider seit Karfreitag 1944 an der Ostfront als vermißt gilt.

Annemarie, die das Lehrerinnenexamen auf der Hochschule in Schneidemühl<sup>11</sup> mit Auszeichnung bestanden hatte, war von 1938 bis zu ihrer Verheiratung in Fichtenberg Lehrerin. Wir trafen sie mit dem zweijährigen Rainer bei ihrer Schwiegermutter an. Diese nahm uns vier, obwohl sie nur eine kleine Wohnung von zwei Stuben, Küche und Kammer hat, liebevoll auf und wir, nunmehr sieben Personen, schachtelten uns so gut es eben ging ein. Mutter H. war rührend um uns besorgt. Da ich nur einen Anzug, nämlich den auf dem Leib getragenen, besaß, überließ sie mir einen Sportanzug von meinem Schwiegersohn Rudolf und ein Paar Strümpfe. Lange Zeit konnten wir aber Mutter H. nicht zumuten, sechs Personen zu beherbergen, und so zogen Annemarie, Rainer und ich nach dem 20 Kilometer entfernten Fichtenberg. Ich lief den größten Teil des Weges, da mit der Bahn nicht fortzukommen war, während Annemarie mit ihrem Jungen und Gepäck auf dem Rade fuhr. So langten wir bei schönem Wetter am 13. Februar 1945 in Fichtenberg an. Es tat mir ja leid, mich von meiner lieben Frau trennen zu müssen, aber die Verhältnisse waren eben nicht zu ändern. Hier verlebte ich nun zunächst eine sehr schöne Zeit. Annemarie

---

<sup>9</sup> Liegnitz (polnisch Legnica), Kreisstadt und Regierungssitz (1939 83.701 Einwohner).

<sup>10</sup> Kohlfurt (polnisch Wegliniec), Dorf im Landkreis Görlitz, Regierungsbezirk Liegnitz.

<sup>11</sup> Schneidemühl (polnisch Pila), 1922-1938 Provinzialhauptstadt (1939 45.847 Einwohner) der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen.

hatte hier in Fichtenberg in einem sehr alten Bauernhaus im ersten Stock zwei Zimmer und Küche mit ihren Möbeln eingerichtet und dadurch die sehr primitiven Räume in einen gemütlichen und wohnlichen Zustand versetzt. Ich half der Tochter eifrig bei ihren Hausarbeiten, besonders öfter am Tage mit Wasser und Kohle holen, Holz spalten, Einkaufen usw. Wir konnten uns hier trotz der Kriegszeit immer noch gut und reichlich ernähren, denn da Annemarie als frühere Lehrerin am Ort mit allen Einwohnern bekannt und, wie ich immer wieder feststellen konnte, sehr beliebt war, bekam sie doch öfter mal Eier, Butter, Milch und auch mal hausgeschlachtene Wurst, wenn sie sich darum bemühte.

Am 19. Februar ging ich bereits zu Fuß nach Liebenwerda, um zum Geburtstag meiner lieben Frau zu gratulieren, und marschierte am 21. Februar wieder zurück. Es waren zehn Kilometer bis Neuburxdorf zu laufen, dann konnte man sieben Kilometer bis zum Städtchen Mühlberg an der Elbe mit der Kleinbahn fahren, und dann mußte man noch fünf Kilometer bis nach Fichtenberg laufen. Nach Mühlberg bin ich während meines Aufenthaltes mindestens einmal jede Woche gelaufen um einzukaufen, was es in Fichtenberg nicht gab. Fichtenberg ist ein kleines, eine halbe Stunde von der Elbe entfernt ganz im Flachland gelegenes Dorf, dessen Häuser sich fast ausschließlich auf drei ziemlich weit auseinander liegende Straßen verteilen. Unser Haus liegt in der Bergstraße, so genannt, weil die meisten Bauernhäuser dieser Straße auf einer geringfügigen Bodenschwelle erhöht liegen. Die Leute der anderen Straßen sagen immer: „Wir gehen auf den Berg!“ Die Einwohner sind fast ausschließlich Bauern oder Stellenbesitzer, einige gehen auch nach Mühlberg arbeiten oder in die Munitionsfabrik in Zeithain. Sehr oft hatten wir Fliegeralarm. Wir gingen nicht in den Luftschuttkeller, weil es so etwas auf dem Lande fast nirgends gab. Wir sahen uns immer mit einem gewissen Grauen und Beklemmung die in großer Höhe über uns hinwegbrausenden feindlichen Luftgeschwader an, die meistens nach Dresden, Leipzig oder Chemnitz flogen, um ihre Bombenlast abzuwerfen. Verschiedene Male sind auch in unserer Gegend Bomben gefallen und Flugzeuge abgestürzt, aber wir blieben Gottlob verschont. Ferner wurde unsere ländliche Ruhe doch täglich gestört durch den sich immer bedrohlicher gestaltenden Ansturm der Russen, über den wir durch die Wehrmachtsberichte hörten, obgleich es obwohl noch immer hieß: „Wir werden bestimmt siegen!“ Wer etwas anderes sagte, kam in die Gefahr, als Saboteur verhaftet zu werden, da im ganzen Reich niemand die Lage nüchtern beurteilen durfte, um angeblich der Front nicht in den Rücken zu fallen, obwohl, wie wir leider erst zu spät feststellen mußten, unsere Führung nach der Katastrophe von Stalingrad oder zumindest im Frühjahr 1945 wußte, daß wir nicht mehr siegen konnten. Wenn sie rechtzeitig eingelenkt hätten, wäre noch viel Blut erspart [worden] und die große Massenflucht der geplagten Zivilbevölkerung nicht notwendig gewesen.

In der Nacht vom 21. zum 22. Februar bekam meine Tochter Dorle in Liebenwerda ein Töchterchen namens Heidrun Sabine. Sie wurde im Mütterheim in Liebenwerda ohne Komplikationen entbunden. Wie würde sich ihr lieber Mann über das Mädchen gefreut haben, wenn er es noch hätte erleben können.

Vom 9.-14. März besuchte mich meine Frau aus Liebenwerda. Sie hatte glücklicherweise bis Mühlberg über Falkenberg mit der Bahn fahren können. Wir freuten uns sehr des Zusammenseins. [...] Vom 27.-31. März fuhr ich mit der Bahn nach Liebenwerda, um mir endlich mal meine nun bereits über vier Wochen alte Enkeltochter zu besehen. In Liebenwerda konnte ich aus der Kleidersammlung des Volksopfers<sup>12</sup> eine schwarze lange Hose, eine Unterhose und ein Paar Niederschuhe erhalten, was mir bei dem Mangel an Kleidung sehr zustatten kam. Übrigens hatte ich in Fichtenberg von unserem Nachbarn Richter ein altes Arbeitsjackett bekommen, so daß ich nun meinen Anzug etwas schonen konnte. Am 3. Feiertag, dem 3. April, kam meine liebe Frau bereits wieder nach Fichtenberg, um mich zu versorgen, da Annemarie mit Rainer für eine Woche nach Liebenwerda fuhr, um den Geburtstag ihrer Schwiegermutter mitzufeiern. Es waren trotz der Kriegslage, die immer bedrohlicher wurde – die Russen waren schon bis Lanbau und Görlitz vorgedrungen und die Amerikaner weit in Westdeutschland eingedrungen – und trotz vieler Tieffliegerangriffe – sehr schöne Tage, die wir zusammen verleben konnten. Am 12. April kam Annemarie mit Rainer zu Fuß aus Liebenwerda zurück, da wieder große Zugverspätungen waren, gleich am nächsten Tag fuhr ich mit Mutti nach Falkenberg, weil ich dort eine sehr tüchtige Augenärztin, Frau Professor G., aufsuchen wollte, denn mein Auge war seit der Staroperation im November nicht mehr behandelt worden. Leider hatte sie an diesem Freitag gerade die Sprechstunde abgesagt. Auf den Bahnhof in Falkenberg zurückgekehrt, fand ich Mutti noch vor, da ihr Zug nach Liebenwerda drei Stunden Verspätung hatte. Ich fuhr dann mit nach Liebenwerda, weil ich am Montag drauf nochmals bei der Ärztin vorsprechen wollte. Am Montag konnte ich die Ärztin erreichen, und während ich mich von neun bis 13 Uhr dort wartend aufhielt, waren dreimal Tieffliegerangriffe, so daß wir alle, Patienten, Ärztin und Krankenschwester, jedes Mal für längere Zeit in den Keller mußten, während wir draußen die Bomben mit donnerähnlichen Krachen fallen hörten. Nach dem dritten Angriff war die Lichtleitung gestört, so daß die Ärztin eine Stunde lang die Untersuchung aussetzen mußte. Die meisten Patienten waren inzwischen unverrichteter Dinge nach Hause gegangen. Als das Licht wieder gebrauchsfähig war und ich gerade

---

<sup>12</sup> Unter der Bezeichnung „Volksopfer“ ließ die NS-Führung unter der deutschen Bevölkerung eine große Sammlung von Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen für die Wehrmacht und den Volkssturm durchführen.

untersucht wurde, fing die Sirene wieder an zu heulen und ein schreckliches Krachen folgte, daß das Haus in den Grundpfosten erbebte.

Wir stürzten Hals über Kopf in den Keller, ich jedes Mal mit meinem schweren Rucksack, in dem ich viele Sachen hatte, die ich in Fichtenberg in Sicherheit bringen sollte.

Hier im Keller entwickelte mir die Professorin das Ergebnis ihrer Untersuchung. Das Auge wäre so weit gebessert, daß es durch eine kleine ungefährliche Nachoperation möglich sein würde, dem Auge die Sehkraft wiederzugeben. Der Eingriff könne aber jetzt nicht gemacht werden, weil der Patient hinterher große Ruhe bräuchte, was bei den fortgesetzten Angriffen nicht gewahrt werden könne. Ich ging also wieder zum Bahnhof, um nach Mühlberg zu fahren. Nachdem ich bis vier Uhr gewartet hatte, wurde bekannt gemacht, daß vor Dunkelwerden überhaupt kein Zug mehr gehen würde wegen Fliegergefahr. Ich hörte daher, daß die Tiefflieger am Vormittag fahrende Züge beworfen und außerdem den Güterbahnhof schwer beschädigt hätten. Na, dachte ich mir, da muß ich eben trotz des schweren Rucksackes (ich hatte so viel mitbekommen, weil sie in Liebenwerda sagten: „Du fährst ja immerfort!“) laufen. Nach Burxdorf waren es 17 Kilometer und ob ich den Kleinbahnzug um sieben Uhr nach Mühlberg erreichen würde, war fraglich, abgesehen davon, daß ich noch im Finstern fünf Kilometer bis Fichtenberg laufen müßte. Also entschied ich mich, die 14 Kilometer nach Liebenwerda zu laufen. Das war sehr gut, denn als ich etwa halbe Stunde später gerade ins nächste Dorf einmarschierte, mußte ich sofort wieder wegen Fliegerbrummen in einem Bauernhaus Deckung nehmen. Von dort aus konnte ich deutlich einen Großangriff auf den Personenbahnhof Falkenberg, auf dem ich noch kurz zuvor gestanden hatte, beobachten und ich dankte meinem treuen Gott von Herzen, daß er mich wieder so gnädig geschützt und geführt hatte. Es war ein schauerlicher Anblick, der sich mir da in der Ferne deutlich sichtbar darbot. Riesenhafte, pilzartig sich nach oben verbreitende Qualm- und Rauchwolken von weißer oder dunkler Farbe standen über dem Gelände, wo man auch zahlreiche Brände sah. Wie ich wenige Tage später von Frau G. hörte, ist der ganze Bahnhof einschließlich der Häuser in seiner Umgebung vollständig zerstört worden. Die Schwiegereltern der Frau G., die im Bahnhof eine Dienstwohnung hatten, sind mit ihrer ganzen Familie dabei umgekommen und hätte mir der Herrgott nicht rechtzeitig den Gedanken eingegeben loszulaufen, so hätte ich bestimmt auch unter den Trümmern gelegen.

Also, der Marsch von Falkenberg nach Liebenwerda dauerte fast fünf Stunden. Unterwegs mußte ich wegen Tieffliegern, die immer wieder kamen, in Straßengräben oder hinter dicken Bäumen volle Deckung nehmen, weil die Kerle mit ihrem MG<sup>13</sup> aus niedrigster Höhe auf Einzel-

---

<sup>13</sup> Maschinengewehr.

personen oder auf dem Feld arbeitende Bauern schießen, um die Bevölkerung zu zermürben.

In Liebenwerda war natürlich großes Erstaunen, als ich spät abends todmüde aber unversehrt mit dem schweren Rucksack wieder anlangte. Ich ging aber doch am nächsten Morgen gleich wieder los zu Fuß nach Fichtenberg, weil ich wußte, daß Annemarie, die mich doch schon Sonnabend spätabends erwarten mußte, in großer Sorge sein würde. Glücklicherweise fand ich einen Pferdewagen, der nach Mühlberg fuhr und mich mitnahm. Es war das [...] ein unerhörter Glücksfall, da wegen der fortgesetzten Fliegergefahr der Fahrverkehr fast ganz eingestellt worden war. Wir mußten auch wieder mehrfach in volle Deckung gehen. Unter anderem waren wir gerade beim hiesigen Gefangenenlager Wendrich-Burgholz, als ein Angriff darauf erfolgte und wir fast eine Stunde in einem Loch im Wald liegen mußten. Das muß ein Irrtum der Flieger gewesen sein, daß sie ihre gefangenen Landsleute beschossen haben, wir konnten deutlich sehen, wie einige verwundet oder tot weggetragen wurden.

Na, die Annemarie hat sich schön gefreut, als sie mich endlich mittags zwei Uhr wieder sah und staunte, was ich inzwischen alles erlebt hatte.

Am Mittwoch, dem 18., hörte plötzlich die Rundfunksendung auf und wir konnten keinen deutschen Sender mehr empfangen. Auch kam keine Post, keine Zeitung mehr, da der Eisenbahnverkehr eingestellt war. Alles bedrohliche Zeichen, daß wir jeden Tag mit dem Eintreffen der Russen von Osten oder der Angloamerikaner von West rechnen mußten. Alle, die nach Mitteldeutschland geflüchtet waren, saßen nun wie wir in der Zwickmühle. Die von Westen kommenden Truppen waren schon bis Weimar und Eisenach vorgedrungen. Was mag bloß, so dachten wir immer wieder, aus den Hunderttausenden von Flüchtlingen geworden sein, die wir schon von Anfang Februar drei Wochen lang in ununterbrochenem Zuge durch Liebenwerda kommen sahen, teilweise in erbarmungswürdigem Zustande zu Fuß mit den primitivsten Fahrzeugen, auf denen der kleine Rest ihrer in aller Hast zusammengerafften Habe war. [Zu sehen waren] aber auch zahlreiche bespannte, schwer mit Säcken und Betten, kleinen Kindern und alten Leuten beladene große Leiter- und Kastenwagen. Auch die Lage aller unserer Verwandten und Freunde beschäftigte uns, von denen wir natürlich nie mehr eine Nachricht bekamen.

Am Sonnabend fuhr Annemarie voller Unruhe noch schnell mal mit dem Rad nach Liebenwerda, um unsere Lieben noch nach Fichtenberg zu holen, da wir seit fünf Wochen keine Nachricht mehr hatten. Sie kam aber nicht mehr bis in die Wohnung, da gerade vor ihren Augen die Brücke über die Elster gesprengt wurde. Wie gut, daß sie noch nicht drüber [war], somit hätte sie nicht mehr nach Fichtenberg zurückgekonnt. Sie brachte jedenfalls die Nachricht mit, daß mit dem Eintreffen der Russen jede Stunde zu rechnen sei. Sonntag haben wir noch viele Sachen versteckt und vergraben.





[Am] Sonntag, dem 22. April 1945, nachts drei Uhr hörten wir plötzlich heftiges Schießen. Wir [sind] schnell in die Kleider gefahren und in aller Eile in das Kellergewölbe geflüchtet. Dieses Gewölbe war im Parterre zu ebener Erde an die Hauswand angemauert mit einem kleinen Fenster und von außen mit Erde bedeckt und bewachsen. Hier befanden sich also das alte Ehepaar T., Ende 70 [Jahre alt], der Mann erblindet, ihre Tochter und eine zufällig im Haus nächtigende Flüchtlingsfamilie mit zwei Töchtern und einem alten Ehepaar, Annemarie, Rainer und ich und ein französischer Gefangener, der in einer Kammer im Hause wohnte.

Es dauerte auch keine zehn Minuten, da kamen die ersten Russen der Panzerbesatzung hereingestürmt und schossen wahllos in den Keller. Wir drei entgingen den Schüssen nur dadurch, daß wir uns ganz [dicht] bei der Tür in die Ecke gedrückt hatten. Aber der über 70 Jahre alte Herr S. von der Flüchtlingsfamilie, der wohl nicht schnell genug beiseite springen konnte, bekam einen Bauchschuß, an dessen Folgen er im Laufe der Nacht durch innere Verblutung starb. Der Franzose hatte einen Streifschuß im Arm. Wir wurden alle mit Tritten und Stößen mit erhobenen Händen aus dem Gewölbe herausgeholt. Mir nahmen sie zuerst die Uhr weg. Dann durchsuchten sie alle Möbel, kehrten Schubladen um, rissen die Kleider aus den Schränken und nahmen mit, was ihnen gefiel. Und wir mußten, gewissermaßen gefangen, alle ca. 15 Personen in der kleinen Stube bei T. sitzen, während sie oben in unseren Räumen hausten wie die Wilden. Die beiden jungen Mädels, oder waren es Frauen von den Flüchtlingen wurden immer wieder raufgeholt und von den Russen geschändet.

Annemarie entging dem wie durch ein Wunder, weil sie immerfort den kleinen Rainer auf dem Schoß hatte. Zwischen uns auf der Erde lag der alte S. und stöhnte und jammerte, und wir konnten ihm doch nicht helfen, dann wurde der Franzose schwach und mußte auch hingelegt werden. Es war eine grausige Nacht, der ein ebenso unruhiger Tag folgte. Wir kamen den ganzen Tag nicht aus der Stube heraus, weil immer wieder neue Trupps kamen, um alles zu durchsuchen und immer wieder mußten die beiden Frauen mit raufgehen. Die eine ist 15 mal drangekommen.

Ich ging mal in einer Pause hinauf in die Wohnung und sah mir die Verwüstung an. Die Möbel waren sämtlich noch ganz, auch Geschirr nicht zerschlagen. Von uns fehlte eine Hose, dann Mäntel, Wäsche, Kleider, mein schönes Fernglas hatte ich nicht mehr retten können. Eingewecktes Obst hatten sie gegessen oder mitgenommen. Briefe, Bücher, Zeitungen, Nähzeug, Apothekersachen, alles überall zerstreut. Was wir auf der Wiese vergraben hatten, haben sie herausgeholt, haben zum Beispiel aus einem Topf 30 Eier an Ort und Stelle aufgeessen, ebenso eingewecktes Fleisch auf einem Feuer gewärmt und gegessen, wie wir an den Überresten sehen konnten. Verschiedentlich waren – unter anderem gerade über meinem Bett – Einschüsse zu sehen, die uns sicher getroffen hätten, wenn wir nicht rechtzeitig in den Keller hätten gehen können. Manche versteckten Sachen,

hatten sie doch nicht gefunden. In den Schreibtisch hatten wir ganz zuhinterst Weckkrausen<sup>14</sup> und Bestecke gesteckt und viele alte Briefe und Bücher davor. Dann Eier und Bestecke und Zucker hinterm Kleiderschrank auf die Erde. Weiter einen Koffer mit guten Sachen ganz tief unter die Kohle im Holzstall. Die Büchsenmilch hatte ich in einen Pappkarton getan und alle Schulbücher drauf und noch einen Karton mit Büchern und Zeitungen oben drauf.

In unseren Holzstall sind die Plünderer merkwürdigerweise gar nicht gekommen. Da war nämlich immer das große Hoftor offen und ein herumgelegter Flügel verdeckte vollständig die Holzstalltür. Dann haben wir oben auf dem Hausboden, wo ein furchtbares Chaos herrschte, uns das zunutze gemacht und unter zerschlagenen Bilderrahmen, kaputten Töpfen und zerrissenen Pappkartons Zucker und Büchsenmilch versteckt. Ich ärgere mich sehr, daß wir nicht noch mehr versteckt haben, aber die Russen kamen so überraschend schnell uns über den Hals, daß wir zu konsterniert waren. Alle Uhren haben sie weggenommen, von einer Wanduhr den Perpendikel<sup>15</sup> aus Unkenntnis vergessen. Nun werden sie wohl das Ding, wie vieles andere, wieder fortgeworfen haben. Ich hatte mir das Aussehen der Russen ganz anders vorgestellt. Es waren durchweg sehr gut angezogene, keine Spur abgerissen, sauber aussehende, meistens große, stattliche, manchmal sogar direkt hübsche Menschen, die vorzüglich bewaffnet waren, fast alle mit Maschinenpistole und sehr gutem Lederzeug. So von den häßlichen Mongolentypen, wie wir sie in der Wochenschau als Gefangene gezeigt bekamen, habe ich fast gar keine gesehen. Außer, daß sie alle Frauen mißbraucht haben, habe ich von keinen Greuelthaten gehört. Es ist auch bei uns niemand verschleppt worden und besonders fiel mir auf, daß alle Russen zu den Kindern sehr freundlich waren.

Am Montag Nachmittag sagte meine Tochter, daß sie es nicht aushalten würde, noch so eine Nacht im Kellergewölbe zu verbringen, mit der steten Gefahr, mißbraucht zu werden. Sie wollte nach Mühlberg zu einer Bekannten und versuchen, bei der Schutz zu finden. Wir luden also um 18.30 Uhr den Rainer in den Sportwagen und fuhren die Straße nach Mühlberg entlang, ohne Russen zu begegnen. Auf dem halben Wege hörten wir aber vor uns eine dolle Schießerei und sahen auch in der Abenddämmerung, daß sich da vorn auf Mühlberg zu ein Gefecht, wahrscheinlich zwischen Russen und Volkssturm, abspielte. Wir machten also schleunigst kehrt, und auf dem Rückweg trafen wir eine Frau mit Kinderwagen, die zur Hebamme F. ins Haus wollte, dort Schutz [zu] suchen, weil dort keine jungen Frauen oder Mädchen wären. Wir schlossen uns ihr an und fanden dort noch eine andere Frau mit Kinderwagen, so daß [...] in der engen kleinen Bauernstube drei Kinderwagen und acht erwachsene Personen und zwei Jungen waren

---

<sup>14</sup> Einmachgläser.

<sup>15</sup> Pendel.

bei einem kleinem Lichtstumpf, den ich in der Tasche gehabt hatte und [wir] saßen sehr gedrängt auf Bretterstühlen. Die Leute waren sehr freundlich. Aber die alte Frau F. war gar nicht da, sie war ausgerechnet jetzt bei dem Russeneinmarsch zu einer Entbindung gerufen worden. Auf dem Hausflur und in der anderen Stube liefen fortwährend Soldaten hin und her, kamen auch oft zu uns, beleuchteten unseren Baum mit Taschenlampen, gingen aber immer wieder, wahrscheinlich durch die vielen Kinderwagen abgeschreckt. Wir bekamen von der Tochter der Frau F. einen herrlichen Teller Suppe. Wir hatten doch seit Mittag nichts mehr gegessen und dann haben wir halt die Nacht auf dem Stuhl sitzend verbracht. Ich glaube sogar, ich habe immer wieder ein paar Minuten geschlafen.

Als wir am Morgen in unsere Wohnung zurückkamen, stellten wir natürlich fest, daß in der Nacht wieder mal Orgien in unseren Räumen gefeiert worden waren und wieder Verschiedenes mitgenommen [worden] war. Den Tag über kamen immer wieder Trupps, die alles durchwühlten. Der tote Flüchtling, der alte S. wurde in unserem Holzstall auf Stroh gebettet, da wir ihn doch unten in der Stube nicht behalten konnten. Annemarie hatte gehört, daß viele Frauen mit Kindern sich in das zwei Stunden entfernte Gefangenenlager unter amerikanischen oder englischen Schutz begeben hätten. Wir baten englische Gefangene, die natürlich freigelassen worden waren und im Dorf nach Nahrungsmitteln suchten, uns mitzunehmen. Alle englischen, französischen und holländischen Kriegsgefangenen, mit denen wir immer wieder zusammenkamen, machten einen anständigen, gebildeten Eindruck und waren durchweg freundlich und hilfsbereit zu uns. Wir marschierten also nachmittags mit drei oder vier teils englischen, teils französischen Kriegsgefangenen mit Rainer im Sportwagen und zwei schnell mit dem nötigsten gepackten Koffern los und kamen gegen Abend in dem riesenhaften Lager an. Unterwegs haben wir mit unseren geringen englischen und französischen Sprachkenntnissen doch eine Unterhaltung zustande gebracht. Ja, die Männer waren sogar so freundlich, unsere Koffer auf ihren Handwagen zu laden, mit dem sie allerhand Lebensmittel requiriert hatten, so daß wir sehr bequem gehen konnten. In dem Lager war ein Trubel und ein Leben, das sich gar nicht beschreiben läßt. Viele Hunderte und Aberhunderte von Flüchtlingsfamilien wimmelten vor und in den Baracken durcheinander. Mit Wagen und Fahrzeugen, Vieh und Kindern und Gepäckwagen, diese letzteren meist selbstgemacht in allen erdenkbaren Formen und Größen.

Wir erkundigten uns überall, ob man sich nicht irgendwo anmelden müßte. „Ach“, wurde uns gesagt, „sehen Sie nur, ob irgendwo in einer Baracke noch Betten frei sind und nehmen sie die einfach ein.“ Na, Annemarie fand dann nach einigem Suchen noch zwei Betten. Das sind die bekannten Gestelle, zwei neben- und zwei übereinander, etwa 20 in einem Raum, davor ein langer Tisch mit Holzbänken und für zwei Betten immer zusammen ein Spind. Strohsack und ein mit Stroh gefülltes Kissen lagen

auf den Bettstellen. Wir hatten jeder eine Decke mit. Im Lager gab's kein Wasser, das heißt das Wasser aus der einzigen Pumpe durfte nicht ungekocht getrunken werden wegen Seuchengefahr, und wir hatten so einen Durst!!!

Von der Größe des Gefangenenlagers kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß wir ungefähr eine halbe Stunde an dem Zaun entlanggingen, ehe wir den für uns zuständigen Eingang erreichten. Die den Flüchtlingen eingeräumten Baracken, zwei oder drei waren nur ein winziger Teil in einer Ecke. Der Verkehr und der Ton unter den bunt zusammengewürfelten Insassen der Baracke war sehr kameradschaftlich und freundlich hilfsbereit. Da waren zum Beispiel zwei Fräuleins oder Mädels, die einen Spirituskocher hatten und Tee kochten, einen Riesentopf, und uns und verschiedenen anderen anboten. Wir hatten zwar Schnitten mit, aber nur ein Trinkgefäß, nämlich den Deckel der Thermosflasche. Freilich Licht gab's nicht, da goßelte halt jeder mit einem Lichtstumpf herum. Neben uns lag ein Kaufmann mit Frau und Schwiegermutter aus Aachen, die aus Altenau vor den Russen retiriert waren, genau wie wir aus Fichtenberg. Dann war [dort] noch eine siebenköpfige Bauernfamilie, die draußen ihr Pferd und ihren vollgepackten Wagen stehen hatten. Dann war noch unter anderem ein Techniker mit Frau und Kind, die nach Berlin wollten und hier festsaßen.

Wir schliefen eigentlich herrlich in dem Bewußtsein, daß wir in dieser Nacht nicht von Russen gestört werden könnten. Am anderen Morgen verbreitete sich hartnäckig das Gerücht, daß die Flüchtlinge alle das Lager räumen müßten. Aber wir konnten nirgendwo eine authentische Stelle dafür finden. Endlich zu Mittag hieß es, die Flüchtlinge bekämen Büchsenfleisch und Pellkartoffeln und müßten dann nachmittags das Lager räumen. Es kamen auch bald Zivilisten von der Lagerverwaltung und stellten überall große Schüsseln mit Pellkartoffeln und immer für fünf Personen ein Büchse Fleisch hin. Niemand hatte natürlich Teller, nur wenige ein Messer. Also da hatte jemand weißes Papier und gab an unserem Tisch jedem einen Bogen zum Unterlegen. Wir schälten die Kartoffeln mit der Nagelfeile, denn Annemarie fand das mitgenommene Messer nicht mehr. Es schmeckte ganz vorzüglich. Na, und dann haben wir halt unsere Koffer und den Rainer wieder in unseren Sportwagen geladen und sind so gegen halb zwei etwa wieder losgezogen. Als wir in Fichtenberg ankamen, hörten wir, daß Polizei (...?) angekommen wäre, um Ordnung zu schaffen. Es kamen auch bald drei hübsche, gut angezogene, saubere Soldaten, die erklärten, sie müßten in unserem kleinen Zimmer wohnen, weil sie den gegenüberliegenden, am Transformatorenhäuschen angebrachten Fernsprecher bewachen müßten. Die Polizeisoldaten machten einen sehr guten, bescheidenen Eindruck. Sie bekamen ihr Essen geliefert und wir mußten nur das Geschirr stellen. Sie aßen den ersten Abend Rindfleisch mit Reis, ließen eine große Menge übrig und fragten, ob wir das essen wollten. Es schmeck-

te vorzüglich. Ich bekam öfter mal Tabak oder eine Zigarette. Einer mußte immer draußen wachen und zwei schliefen, einer auf dem Ruhebett, der andere auf der Erde. Ich schlief mit Annemarie zusammen halbangezogen – wir hatten uns ja seit Sonntag noch nicht ausgezogen – im großen Zimmer in einem Bett, und wir wurden während der drei Tage und Nächte, die die Polizei bei uns war, kein Mal belästigt. Sie gingen in der Nacht leise aus und ein, sprachen leise, und eine kleine Äußerung war besonders kennzeichnend für ihre Art: Einer legte sich am Tage schlafen auf die Erde und ließ das Ruhebett frei. Auf meine Frage, warum er sich nicht dorthin legen wolle, zeigte er auf seine Stiefel und deutete an, daß er sich mit den schmutzigen Schuhen doch nicht auf das Sofa legen würde.

Die Tage vom 27. April bis 1. Mai verliefen [außer] gelegentlichen Russenbesuchen am Tage und in der Nacht ohne besondere Ereignisse.

An einem Tag kam ein höherer Offizier mit seinem Adjutanten im Auto an. Er wollte sich nach den Flüchtlingen erkundigen, deren alter Vater damals bei uns erschossen worden war. Der Offizier war sehr höflich und gebildet, gab dem Rainer Bonbons. Während wir dem Offizier auf der Karte zeigten, wo Schweinfurt wäre, wohin die Leute gezogen waren, ging der Adjutant verschiedene Male hinaus. Auf einmal sah Annemarie, als sie sich umdrehte, daß der Adjutant die Taschen meines am Ständer hängenden Jacketts durchsucht. Auf die erstaunte Frage: „Was machen Sie denn da?“ zuckte er zurück und verschwand durch die Tür. Später entdeckte ich, daß dieser Adjutant des höheren, so gebildete auftretenden Offiziers die Gelegenheit benutzt hatte, um mir den Füllfederhalter und Manschettenknöpfe aus der Tasche zu stehlen. Am 1. Mai feierte natürlich die russische Besatzung mit Fahnen und Plakaten. Am 3. Mai ging der Kantor Zobel nach Liebenwerda zu Fuß. Wir baten ihn sehr, einen Brief an unsere Lieben abzugeben und sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, da wir doch von ihnen keinerlei Nachricht seit drei Wochen hatten. Den Brief hatte er leider nicht abgegeben, angeblich weil in dem Hause zu viele Russen gewesen wären. Er hatte aber von einer Frau gehört, daß unsere Angehörigen lebten und gesund wären, aber es wäre in Liebenwerda noch keine Lebensmittelverteilung gewesen. Da hatten wir natürlich große Sorge um sie, ob sie etwa sehr hungern müßten, wie das überhaupt mit der Ernährung der kleinen Heidi wäre. Deshalb entschlossen wir uns am Sonntag, dem 6. Mai, selbst mal die 20 Kilometer nach Liebenwerda zu Fuß zu gehen. Wir packten, was wir nur irgend von unseren Eßwaren entbehren konnten, ein und fuhren mit Rainer im Sportwagen los. Unterwegs trafen wir dauernd lange Züge von russischem Militär, so daß es sehr schwierig war, auf der Chaussee an der Seite zu fahren. Einmal gingen wir in ein Bauernhaus in Burxdorf, um uns etwas auszuruhen. Die Leute gaben uns gleich aus freien Stücken Milch zum Trinken und erzählten im Laufe der Unterhaltung, daß im Schulhaus eine junge Lehrersfrau aus Liebenwerda wohnte, die bei ihren Schwiegereltern in Liebenwerda gewohnt hätte und der Belästigung durch Russen

hätte entgehen wollen. Es stellte sich heraus bei unserem Besuch im Schulhaus, daß es eine sehr gute Freundin von Annemarie war. Diese Frau P. hatte schon immer wieder nach Liebenwerda zurückgewollt, aber sich ohne Begleitung nicht getraut. Nun schloß sie sich mit ihrem fünf Monate alten Mädels in Kinderwagen uns gern an und wir zogen los. Unterwegs verlor der Kinderwagen ein Rad und wir mußten lange dran basteln. Nach einiger Zeit ging auch an unserem Sportwagen infolge der starken Belastung durch den Koffer ein Rad ab und wir mußten bis Neuburxdorf mit drei Rädern fahren. Dort fand sich zu unserem großen Glück ein französischer ehemaliger Kriegsgefangener (Schmied) bereit, die Reparatur auszuführen. Er machte das wirklich schnell und geschickt und wollte nichts dafür nehmen als einen herzlichen Dank. Vorher hatten wir noch einen anderen erstaunlichen Glückszufall. Bei den langen uns entgegenkommenden Soldatenzügen waren auch viele Radfahrer dabei, die auf natürlich überall gestohlenen Rädern fuhren, aber noch gar nicht fahren konnten. Einem mochte wohl dieses Experiment langweilig sein. Er schmiß vor unserer Nase sein Rad in den Straßengraben und kletterte auf einen Kraftwagen. Wir holten uns natürlich das Fahrrad wieder raus und es zeigte sich als ein tadellos betriebsfähiges Herrenfahrrad mit Freilauf, elektrischer Lampe und Gepäckträger, so daß wir nun unseren schweren Koffer nebst Rucksack und Markttasche wunderbar transportieren konnten.

Wir waren ja, je näher wir Liebenwerda kamen um so mehr gespannt, wie wir alles finden würden. Beim Einmarsch in Liebenwerda fanden wir alles unverändert, keine wesentlichen Zerstörungen, wenig Russen zu sehen, Kirche und Rathaus unzerstört. Die Leute gingen auf der Straße wie gewöhnlich. Alle die unverantwortlichen Gerüchte, daß sich in den Straßen die Leichen türmten, daß die ganze Stadt brenne, daß sie vollgestopft mit Truppen sei usw., waren also nicht wahr. Als wir am Haus Hauptstraße 16 ankamen, waren wir einfach platt. Unsere Lieben kamen alle, wie sonst immer, die Treppe herabgestürzt und begrüßten uns alle gesund und munter und wie wir oben in den vollständig unzerstörten und unveränderten Zimmern saßen, kam uns alles wie ein Traum vor, und wir waren glücklich, daß unsere schlimmsten Befürchtungen in ein Nichts zerronnen waren.

Nun ging es natürlich an ein langes gegenseitiges Erzählen. Sie hatten glücklicherweise nicht gehungert. Sie hatten bereits immer regelmäßig ihre Brotzuteilungen bekommen und von ihren Eßvorräten, die allerdings gut versteckt gewesen waren, war ihnen fast nichts verlorengegangen bis auf einen Sack mit Lebensmitteln, der ihnen im Keller abhanden gekommen war. Über ihre Erlebnisse bis [zu] dem Russeneinfall erzählten sie, daß sie natürlich auch an dem Sonntag, dem 22. April, in ihrem Keller gesessen hätten, während oben in den Wohnungen die Russen alles durchwühlt hätten, genau wie bei uns, die Mädels aus dem Keller nach oben geholt hätten zur Vergewaltigung. Im ersten Stock in der Wohnung der Wirtin

hatten einige russische Offiziere mit ihren Mädeln Quartier bezogen, so daß die Wirtin dann bei ihren Verwandten schlafen mußte. Der vorher erwähnte Kantor Zobel hatte sich anscheinend nur flüchtig erkundigt und daraus geschlossen, daß das ganze Haus voll Russen wäre, er hätte aber bei einiger Gutwilligkeit damals unseren Brief ruhig abgeben können, da am 3. Mai schon wieder, wie meine Leute sagten, „Ruhe herrschte“. Drei Nächte waren sie im Keller, die zweiten beiden Nächte im Luftschutzkeller der Ofenfabrik, wo eine größere Anzahl Menschen Platz hatte und sie sich sicherer fühlten.

Am Tage gingen sie dann öfter in die Wohnung, um noch immer mehr in Sicherheit zu bringen und etwa Ordnung zu schaffen. Unter anderem hatte ein Russe meiner Tochter eine schöne, große lederne Kartentasche mit allen Papieren, Sparkassenbüchern, Versicherungen etc., weggenommen. Alle diese Dokumente fand sie am nächsten Tag im Hof verstreut und es fehlte fast nichts, sogar die Urkunde über Verleihung des EK II<sup>16</sup> war noch da, denn dem Russen hatte natürlich nur an der Tasche gelegen. Überall hatten die Russen Vieh weggetrieben und unterwegs teilweise geschlachtet. So fand meine Frau in einem Gebüsch einen frisch geschlachteten Rindskopf und einen ebensolchen Kalbskopf, die wir mit großer Mühe in einem Sack nach Hause schleppten und sehr viel Fleisch und Talg davon hatten, so daß sie sogar eine Anzahl Krausen einwecken konnten.

Interessant ist, das will ich hier erwähnen, daß überhaupt so viel auf allen Straßen zu finden war, was weggeworfen war von den Soldaten, die es erst wahllos mitgenommen hatten. Wir fanden unter anderem bei den verschiedensten Gelegenheiten: einen Topf mit Rindstalg, eine Krause mit guter Marmelade, verschiedene gut erhaltene Töpfe und ähnliche Gegenstände, einmal lag am Chausseerand eine ganze Ausstattung Tischdecken, Spitzendecken, Bettbezüge usw.

Wir konnten natürlich als Ersatz für vieles uns Geraubte solche Sachen gut gebrauchen und nahmen uns hier einige dreiteilige Bettbezüge und viele Rollen Garn, Zwirn, Seide usw. mit, die auf dem Feldrain verstreut lagen. Dann fanden wir Räder von Kinderwagen, die wir später gut gebrauchen konnten, ebenso wie das Untergestell von einem Kinderwagen. Einmal fand ich einen Rasierpinsel, meiner war mir gestohlen worden. Da und dort lagen preußische [deutsche] oder russische Soldatenröcke, die wahrscheinlich Deserteure in gestohlene Zivilkleider umgetauscht hatten.

Mir waren doch zwei Hosen und ein Jackett sowie ein Anzug von meinem Schwiegersohn geraubt worden, so daß ich buchstäblich nur das besitze, was ich auf dem Leibe habe.

Nachdem wir uns nun mit unseren Lieben ausgesprochen hatten [...] wurden wir eines Nachts geweckt, es mußte Platz geschafft werden in unserem Haus für zwei Offiziere und sieben Mann Nachtquartier. Die mit

---

<sup>16</sup> Eisernes Kreuz zweiter Klasse.

uns auf einem Flur wohnende Frau B. mußte mit ihrer Tochter schnell ihre Wohnung räumen, die Frau M. mit ihrer Tochter ebenso, und alle kamen in unser Schlafzimmer, wo sie auf Matratzen auf der Erde schiefen, alle zusammen zehn Personen, fünf in den Ehebetten, ich auf dem Sofa – wollten wir doch schnell wieder nach Fichtenberg, um unsere Wohnung dort nicht alleine zu lassen. Wir zogen also bereits am Dienstag, dem 8. Mai, über das Wohlergehen unserer Angehörigen völlig beruhigt, alle drei wieder los. Unterwegs gesellte sich ein sehr schlecht angezogener, völlig unrasierter Mann, mit nur einer kleinen Aktentasche unterm Arm, zu uns, der nach Hin- und Widerrede einen recht guten Eindruck machte. Er erzählte, daß er aus Cottbus käme und auf dem Wege nach Riesa wäre, um seine Frau und Tochter zu suchen. Bei näherem Bekanntwerden hörten wir dann, daß er in München Reichsbankinspektor wäre und Offizier gewesen sei, Vernehmungsoffizier, der also die Gefangenen immer zu vernehmen gehabt hätte. Bei dem Eindringen der Russen in Cottbus wäre er hinter die Front geraten und, um nicht gefangen genommen zu werden, wäre es ihm gelungen, in Zivilkleidern zu flüchten. Er war also jetzt mit einem falschen Ausweis und einem Berechtigungsschein zum Überschreiten der Elbe auf dem Weg nach München. Wir gaben ihm bei uns Abendbrot, das heißt, wir kochten ihm Kartoffeln, die er sich unterwegs erbettelt hatte, und er schlief bei uns auf dem Sofa. Wir hatte einen noch wirklich netten Abend mit ihm in angeregter Unterhaltung. In der Nacht kamen natürlich wieder vier Russen, die sich aber angesichts der zwei Männer, die wir waren, bald wieder verzogen. Am anderen Morgen ging er mit dem Frühesten weg.

Als interessant nachzutragen ist noch, daß am 8. Mai Waffenstillstand vereinbart und am 9. Mai überall Siegesfeiern der Russen waren. So konnten wir vor Neuburxdorf nicht weiter, weil eine Parade auf der Chaussee war und Flakgeschütze aufgefahren waren, die dauernd Salut schossen. Wir mußten also ein Stück zurück und über das Lager Wendisch-Borschütz gehen.

Am Donnerstag hatten wir wieder zweimal Russenbesuch. Das spielte sich immer ungefähr so ab, daß sie einfach heraufkamen, durch alle Zimmer gingen, Uhren und Schnaps – beides natürlich vergeblich – verlangten, versuchten – natürlich ebenfalls vergeblich –, mit der Annemarie zu poussieren und dann eben langsam wieder rausgedrängelt wurden. Am Freitag nachts waren wieder welche da, Sonnabend bis Dienstag waren ruhige Nächte. Am Mittwoch war wieder eine dolle Sache. Da kam vormittags ein Kosakenreiter zu Pferde, sehr schneidig, ein hübscher, großer junger Mensch, stieg in unserem Hof ab, kam einfach herauf, setzte sich an den Tisch, bot mir eine Zigarette an und tat so ganz gebildet mit einem strahlenden Lächeln, als ob er uns schon lange kennen würde, unterhielt uns mit einzelnen deutschen Worten und Gebärden. Er wolle heute abends bei Annemarie schlafen. Wir, geistesgegenwärtig, erklärten gleich, daß wir nachmittags weg müßten zu unserer kranken Mutter, aber er mochte uns



wohl nicht verstehen, stellte sich vor den Spiegel, setzte seine Kosakenmütze schief aufs Ohr und drehte sich strahlend um, als wollte er sagen: „Bin ich nicht unwiderstehlich?“ Nach einer Weile ging er wieder, bestieg sein wirklich prachtvolles Pferd mit tadellosem Sattelzeug und ritt ab. Ja, richtig, er hatte seinen Besuch damit begründet, daß er fragen wollte, ob wir ihm einen kurzen Lederriemen geben könnten.

Um 5 Uhr kam er wieder angesprengt, kam wieder mit strahlendem Lächeln herauf, wollte Kaffee haben, setzte sich wieder einfach gemütlich an den Tisch, scherzte mit dem kleinen Rainer und sagte mit größtenteils Pantomimensprache: Er würde also um 10 Uhr zu Annemarie schlafen kommen. Wir betonten immer wieder, daß wir ja über Nacht nicht da sein würden, aber er verstand es anscheinend nicht. Als er wieder fortgeritten war, ging ich sofort zu unserem Freund R., der mit seinem alten Vater ganz allein in einem großen Haus wohnte, und bat ihn, nachdem ich ihm alles erzählt hatte, daß wir drei die Nacht bei ihm schlafen könnten. Nach einigem Zögern willigte er ja auch ein, und wir zogen nach dem Abendessen einzeln möglichst unauffällig hinten herum über die Wiese zu ihm hin und konnten eine Nacht ruhig und ungestört schlafen. Am andern Morgen hörten wir ja nun auch, daß der Kosakenreiter abends pünktlich da gewesen wäre und sehr geschimpft und getobt hätte, daß Annemarie nicht da war. Er hatte Fräulein T. hart bedrängt, sie solle sagen, wo wir wären. Sie antwortete halt, wir hätten gesagt, wir gingen nach Mühlberg. Da der Kosake erklärt hatte, er käme wieder, entschlossen wir uns, vor ihm nach Liebenwerda zu fliehen, weil Annemarie ein paar Tage Ruhe sehr nötig hatte.

Am Donnerstag, dem 17. Mai, unserem 32-jährigen Hochzeitstag, langten wir zu Mittag dort an und blieben über das Pfingstfest dort, wo es herrlich ruhig und ein ganz normales Leben war. Am zweiten Pfingstfeiertag liefen wir zurück, und zwar mit dem Umweg über Mühlberg, weil wir den Dr. L. in Anspruch nehmen wollten, da Rainer im Gesicht eine häßliche Borkenflechte hatte. Der Doktor behandelte trotz Feiertagnachmittag die Sache sehr freundlich und verschrieb eine Salbe. Das Rezept konnten wir noch in der Apotheke abgeben, weil Annemarie den Apotheker gut kannte. Als wir in Fichtenberg ankamen, hörten wir, daß natürlich der Kosakenreiter am Donnerstag wieder dagewesen war und die ganze Bergstraße in allen Häusern nach meiner Tochter abgesucht und fürchterlich getobt und erklärt hatte, Annemarie habe ihn zum Mittagessen eingeladen. Zum Schluß sei er von der russischen Polizei festgenommen und sehr verprügelt worden, da er sich fälschlich als Oberleutnant ausgegeben habe.

Außerdem hatten Flüchtlinge in unserer Wohnung geschlafen, aber nichts mitgenommen außer einem Kamm und etwas Nähzeug. Am Dienstag ging ich dann wieder nach Mühlberg (fünf Kilometer), um die Salbe zu holen. Der alte Apotheker, ein zierliches, zittriges Männchen mit wenigen grauen Haaren und Spitzbart bediente allein durch das Nachtverkaufs-

fenster die zahlreiche Kundschaft, und es dauerte ewig, bis ich dran kam als letzter und hörte, daß die Salbe leider noch nicht fertig wäre. Auf meinen Einwand, daß ich doch extra aus Fichtenberg hereingekommen wäre und nicht gerne nochmals die weite Strecke hin- und zurücklaufen möchte, sagte er endlich, ich sollte hereinkommen und er würde die Salbe noch anrühren. In der Apotheke sah es noch ziemlich unordentlich aus, und man merkte noch stellenweise, wie die Russen geplündert hatten.

Alle Läden waren geschlossen, weil die Scheiben entzwei waren. Der Apotheker erzählte, daß die Russen aus allen Flaschen getrunken hätten, in der Annahme, es sei etwas Alkoholmäßiges. Er hoffte stark, daß ihnen manche Mixtur recht schlecht bekommen sein möchte. Während er das erzählte, lief er immer eilfertig mit kleinen trippelnden Schritten in der trüben Beleuchtung einer einzigen elektrischen Lampe hin und her und holte Mörser, Reibschale, allerlei Bestandteile zusammen. Auf einmal ging das Licht aus und wir saßen im Stockfinstern.

Glücklicherweise hatte ich noch einen Lichterstumpf in der Tasche, den ich gleich anbrannte. In dieser bengalischen Beleuchtung rieb und schabte und rührte der alte Giftmischer unsere Salbe, und ich hielt das Licht dazu. Es sah äußerst romantisch aus. Unter solchen abenteuerlichen Umständen habe ich noch kein Rezept machen lassen.

Mir hatte doch der Bürgermeister von Fichtenberg erklärt, alle Fremden müßten schnellstens den Ort verlassen in Richtung ihrer Heimat und bekämen keine Lebensmittel mehr und dasselbe hörte ich beim Kommandanten in Mühlberg. In Liebenwerda nehmen sie mich aber nicht auf. (Inzwischen wurde der Bürgermeister H. als SS-Mann festgestellt und deswegen und wegen verschiedener Betrügereien verhaftet und nach Dresden geschafft. Der neue kommunistische Bürgermeister gab mir aber Anweisung auf Brot und Fleisch und wenn ich eine Bescheinigung aus Liebenwerda brächte, daß ich noch nicht fortkönnte, bekäme ich wieder alle Marken in Fichtenberg. [...])

Am 27. Mai, Sonntag, mußte ich schon wieder nach Liebenwerda, weil wir inzwischen von dort die Nachricht bekommen hatten, daß unsere Leute am 28. Mai trecken wollten. Ich nahm den großen Reisekorb, setzte ihn auf ein kleines Fahrgestell, das wir mal unterwegs gefunden hatten, packte meine sämtlichen, wenigen Habseligkeiten hinein und alle verfügbaren Lebensmittel. Annemarie hatte mich rührend versorgt, damit wir auf dem Treck nicht hungern sollten: zwei Brote, zehn Pfund Zucker, etwas Butter, Marmelade, Eier, einen Kuchen, Streichhölzer usw. Ich hatte den Korb, der sehr schwer war, gut festgebunden und fuhr früh vertrauensvoll los. In Burxdorf mußte ich eine reichliche halbe Stunde warten, weil dem dortigen Kommandanten plötzlich eingefallen war, alle Passanten darauf zu prüfen, ob sie Soldaten oder Volkssturm wären.

Im Walde hinter Neuburxdorf, wo wir schon mal am 17. Mai angefallen worden waren, kam wieder ein Kosake zu Pferde, schnitt in Windeseile

meine Schnüren durch, nahm mir aus dem Korb meine einzige Hose weg, den Rasierapparat, acht Taschentücher, alle drei Schachteln Streichhölzer, gab mir ein paar Faustschläge ins Gesicht und schon war er auf seinem schneidigen Pferd wie der Wind wieder weg. Ich suchte mir alles Herumgeschmissene zusammen, knüpfelte meine Schnüren mühsam wieder zusammen und dankte Gott, daß der Kerl von den Nahrungsmitteln nichts mitgenommen hatte. Unterwegs traf ich ein altes Ehepaar, die erzählten, daß derselbe Reiter der Frau den Mantel vom Leib gerissen und mitgenommen habe. Als ich nun ziemlich abgekämpft gegen Mittag in Liebenwerda anlangte, wurde ich natürlich über mein Pech sehr bedauert, aber über die Lebensmittel war große Freude. Ich hörte, daß es am 28. Mai noch nicht losgehen könnte, da die Leute, mit denen wir zusammen gehen wollten, noch nicht so weit wären. Wir sollten in zwei Tagesmärschen nach Finsterwalde und von dort, wie wir auf der Kommandantur hörten, mit der Eisenbahn nach Schlesien. Inzwischen hatten wir aber wieder von Leuten gehört, daß sie schon viele Tage dort zu Hunderten säßen, ohne fortzukommen und ohne genügende Ernährung. Gelegentliche Eisenbahnbeförderung auf offenen Güterwagen, die unterwegs tagelang halten mußten, wären das einzige Verkehrsmittel. Da schoben wir unseren Abmarsch wieder hinaus und berieten, ob wir etwa überhaupt zu Fuß gehen sollten die ganze Strecke. Inzwischen hörten wir weiter, daß die Flüchtlinge unterwegs von den Polen beraubt würden und Tausende in Görlitz festgehalten würden und nicht über die Neiße nach Schlesien rein dürften.

Wir, Dorle und ich, hatten in mehrere Tagen dauernder, schweißtreibender Arbeit in der Schmiede die gefundenen Räder für ein ebenfalls gefundenes Kinderwagengestell passend gemacht als Transportwagen für den Reisekorb und außerdem einen zweirädrigen Wagen mit den gefundenen Fahrradrädern machen lassen für die Koffer. Inzwischen bestätigte es sich, daß die schlesischen Grenzen gesperrt sind und alle Flüchtlinge zunächst bis zum 20. Juni noch dableiben sollten. Da kam Annemarie mit Rainer und Mutter H., die mal mit dem Gemüseauto nach Mühlberg und von dort nach Fichtenberg gelangt war, am 3. Juni noch mal Abschied nehmen und war ganz erstaunt, daß wir immer noch nicht wegkönnnten. Am 7. Juni gingen Annemarie mit Rainer und wir wieder zurück, da ich mir doch wieder meine Lebensmittel aus Fichtenberg holen mußte. (Komplizierte Sache: in Liebenwerda wohnen und in Fichtenberg ernährt werden). Dorle mit Heidi im Kinderwagen kam für einige Tage mit nach Fichtenberg, und wir landeten diesmal ohne jede Störung bei großer Hitze glatt in Fichtenberg. Am 10. Juni brachte ich Dorle mit Heidi wieder ohne unterwegs gestört worden zu sein, nach Liebenwerda, zurück, ging aber selber wieder am 17. Juni zurück nach Fichtenberg. Dies war das zehnte Mal, daß ich nun die 20 Kilometer lange Strecke gelaufen bin. Hier in Fichtenberg hörte ich nun allerlei neues. Annemarie ist von dem neuen Kreisschulrat P. zur Schulleiterin in Fichtenberg berufen worden, da der

bisherige Kantor als Parteigenosse das nicht mehr machen darf, aber als Lehrer bleibt er erhalten und muß dreimal in der Woche in dem zwei Kilometer entfernten Dorf Altenau Schule halten. Annemarie hat natürlich riesig viel zu tun, um die Schule wieder in Gang zu bringen. Im Schulhaus ist die Polizei untergebracht, deshalb muß der Unterricht im Vereinszimmer der Gastwirtschaft von Rudolf stattfinden in vier Abteilungen von 8 bis 10 Uhr, 10 bis 12 Uhr, 12 bis 2 Uhr und 2 bis 4 Uhr russischer Zeit. Außerdem muß Annemarie junge Schulamtsbewerberinnen ausbilden, einen ganz neuen Stunden- und Lehrplan ausarbeiten und jede Woche einen langen Arbeitsbericht schreiben. Ich lief am 23. Juni gleich wieder nach Liebenwerda zurück, um all diese Neuigkeiten meinen Lieben zu erzählen.

Am 2. Juli hielt Annemarie das erste Mal wieder Schule. Ich blieb nun einige Zeit in Liebenwerda. Am 5. Juli fuhren wir, meine Frau und ich, mit dem Reisekorb nach Möglenz (fünf Kilometer), um Blaubeeren gegen Kartoffeln einzutauschen; zehn Pfund Blaubeeren gegen einen Zentner Kartoffeln. Die Ernährungslage war nämlich zwar nicht durchaus zum Verhungern, aber sehr gespannt und keineswegs auskömmlich. Wir bekamen – das wechselte unbedeutend in den einzelnen Perioden – pro Person drei bis vier Pfund Brot die Woche, fünf Pfund Kartoffeln, 62,5 Gramm Butter, mal auch 7,5 Gramm die Woche, oft bekamen wir sie auch nicht; die Kinder bis sechs Jahre und Säuglinge einen halben Liter Vollmilch, die auch plötzlich einfach mal für über acht Tage beschlagnahmt war von den Russen ohne Angabe eines Grundes und ohne Rücksicht auf die Säuglinge, die darauf als einzige Nahrung angewiesen waren, da es Nahrungsmittel fast nie auf die Marken und sonst nur selten auf besonderes ärztliches Rezept gab, was nachher auch ganz aufhörte. Trotzdem (oder [...] vielleicht gerade deshalb) sagte der russische Kommandant in Liebenwerda, er wäre mit der Statistik der Säuglingssterblichkeit zufrieden, es starben nämlich eben viele an Unterernährung. Fleisch bekamen wir 60 bis 75 Gramm die Woche und einmal auch acht Wochen kein Gramm. Kein Ei, keine Marmelade, fast nie Zucker, oder einmal ein Kilogramm. Rohzucker, solchen gelben, schlecht süßenden pro Person und man lache nicht, einmal Zuckerwaren, daß heißt, für jeden sechs Konfektstücke. Quark gab es wohl alle acht bis 14 Tage mal oder gelben Kuhkäse. Das meiste, was auf den Karten stand, blieb unbeliefert. Wir bekamen Gottlob infolge von langjähriger Bekanntschaft von H. mit Gärtnereien hin und wieder Salat, Mohrrüben, Tomaten, Schnittbohnen und anderes Gemüse.

Einmal ging ich mit meiner Frau nach Möglenz mit dem kleinen Fahrgestell und dem Reisekorb darauf und tauschte zehn Pfund Heidelbeeren gegen einen Zentner Kartoffeln ein, dem sie nach vielen Bitten noch ein dickes Säckchen Gerstenkörner zum Kaffee brennen und zwei Eier beifügte. Unterwegs ging mir dauernd der kleine Wagen entzwei. Wie ich überhaupt bis nach Liebenwerda gekommen bin, ist mir ein Rätsel.

Unterwegs halfen mir immer wieder Leute, da der Wagen mit der für ihn viel zu schweren Last hinten immer gehoben werden mußte und ich deshalb nicht allein fahren und warten mußte, bis ein Vorbeikommender wieder eine Strecke half. Währenddem ging Gretel allein nach Fichtenberg. Sie wurde natürlich unterwegs von ukrainischen Strauchdieben beraubt. Diese nahmen ihr vieles aus ihrem Rucksack weg, unter anderem den süßen kleinen schwarzen Wecker, der uns natürlich schrecklich fehlt.

Annemaries Schule halten hörte nach höherer Bestimmung des Herrn Kreisschulrat P. bald wieder auf bis [zum] 15. Oktober 1945. In dieser Zeit waren wir immer abwechselnd in Fichtenberg, um Vorräte für den Winter zu sammeln, zunächst einmal [durch] Ährenlesen. Wenn ein Feld abgeerntet war, wurde es nochmals vom Besitzer oberflächlich abgereicht und dann kann das Ährenlesen losgehen. Es ist ziemlich mühsam, weil man doch jede einzelne liegengebliebene Ähre aufheben muß. Aber wenn man viele Stunden fleißig ist, kann man sehr guten Erfolg haben. Wir haben mehrere Zentner Weizen und Gerste und auch etwas Roggen gestoppelt, wie man das nennt. Das wird jetzt bei einem guten Bekannten bei Gelegenheit durch die Dreschmaschine gegeben und das gedroschene Korn in der Mühle gegen Mehl, Schrot, Gries oder Graupe eingetauscht. Man bekam für einen Zentner Getreide ca. 60 Pfund Mehl [...], eine prächtige Hilfe in der angespannten Ernährungslage.

Dann hörten wir mal von einem nicht abgeernteten Schotenfeld, dessen Besitzer geflohen ist. Also meine Tochter sofort hin, da waren schon mindestens 50 andere Frauen da. Ich kochte zu Hause währenddessen Kartoffelsuppe und betreute den Rainer, bis die Kinder mit vier rammelvollen Rucksäcken heimkamen. Ich hatte dann zwei ganze Tage mit dem Auspellen zu tun zum Einkochen. Von demselben oder einem anderen Feld brachten sie später reife Erbsen mit, die unser ganz großes hölzernes Waschenschaff voll machten und wo ich dann wieder einen anständig großen Sack voll auspellen konnte. Dann haben Gretel und Annemarie wieder ein anderes Mal Weißkrautköpfe, die auch herrenlos waren, gestoppelt und angebracht. Einmal zogen sie mit Ofenhaken und Hammer, denn Hacke oder Schaufel haben wir ja nicht, auf ein verlassenes Mohrrübenfeld und haben dort etwa einen Zentner winzige Mohrrüben aus dem bereits abgeernteten Feld noch geborgen. Ich ging einmal Wochen später mit Annemarie auch auf so ein Feld. Da waren die Russen, die in Borschütz saßen, anscheinend zu faul gewesen, das Feld abzuernten und hatten es einfach umgepflügt. Wir gruben mit Hacke und Fingern noch mehrere Rucksäcke voll Mohrrüben heraus. Raps hat Dorle auch irgendwo noch geerntet und ist damit nach Cottbus gefahren, Öl daraus schlagen lassen, zwei große Flaschen voll. Damit braten wir als Fettersatz. Dann haben wir Wasserrüben, Kohlrüben, Kohlrabi und sehr viele Zuckerrüben teils gekauft, teils so organisiert; aus letzteren kochten wir Sirup und in Verbindung mit Mohrrüben und Kürbis, die wir uns auch beschaffen konnten, ein

Rübenmus als Brotaufstrich, da es doch keine Marmelade und fast nie Butter gibt. So wurde mit allen Kräften die Ernährung für den Winter vorbereitet.

Wir hatten am 10. September den unbeschreiblich schmerzlichen Verlust, daß Annemaries Söhnchen, unser goldiger kleiner Rainer, nach nur siebentägigem Krankenlager an Ruhr sterben mußte. Ein Schmerz für uns alle, der wohl nie verwunden werden wird. Er war so ein liebes Kerlchen. Er war geradezu bildhübsch mit ganz hellblonden Haaren, strahlenden blauen Augen und von großer Lebhaftigkeit und manchmal von erstaunlicher Intelligenz und vielversprechenden Geistesgaben.

Wir hatten doch schon lange immerfort erwogen, von der Oma H. wegzuziehen, da doch zu Anfang niemand wissen konnte, daß sich unser Hiersein so lange hinziehen würde und die beiderseitigen Unbequemlichkeiten auf die Länge der Zeit immer drückender wurden. Da sich in Liebenwerda für uns absolut keine selbständige Wohnung finden ließ und Annemarie doch so allein in ihrem Schmerz ist und überdies am 15. Oktober die Schule endgültig wieder beginnt, beschlossen wir alle nach Fichtenberg zu übersiedeln. Das war gar nicht so einfach, denn der Bürgermeister wollte uns nicht aufnehmen. Erst ein Flüchtlingsschein und eine energische Forderung des Kreisschulrates öffnete uns die Tore nach Fichtenberg. So weit war es aber noch gar nicht, denn die Transportmöglichkeit von Möbeln und Menschen war zunächst völlig ausgeschlossen. Was haben wir nicht alles versucht. Beide Spediteure erklärten, daß ihnen die Russen sämtliches, aber auch alles Fuhrwerk weggenommen hätten. Das Milchauto, das täglich fährt, hatte nicht genügend Platz. Die Fahrbereitschaft, die alle Transporte leitet, war mit Getreide, Kohle und anderen Fuhren überbelegt, private Fuhrwerke mit Pferden wollten nicht so weit fahren, weil sie ja kein Futter für ihre unterernährten Pferde hatten. Endlich, als wir schon nach wochenlangen Bemühungen die Hoffnung aufgegeben hatten, erschien am Sonntag, dem 14. Oktober, Annemarie in Liebenwerda und erklärte, die Möbel bleiben noch da, die Menschen mit aller beweglichen Habe und kleine Möbelstücke fahren morgen, am 15. Oktober, mit einem Pferdefuhrwerk nach Fichtenberg. Na, das war ein Hallo, die ganze Nacht durch haben wir noch gepackt und alles Nötigste geordnet. Annemarie hatte nämlich in Fichtenberg einen Flüchtling aus Schlesien aufgetrieben, der bereit war, uns mit einem zweispännigen Tafelwagen abzuholen, da er gerade am Sonntag [einen] Gesangsverein aus Fichtenberg nach Liebenwerda fahren mußte. Also, ein richtiger Glückszufall. Nun, es war eine richtige Flüchtlingsfuhre, so wie wir sie schon zu Hunderten gesehen hatten. Zuerst kam der Kinderwagen drauf, dann alles andere dicht gedrängt und wir fünf mitten drin. Aber das Wetter war günstig, nicht zu kalt und [es] regnete nicht. In viereinhalb Stunden langten wir an. Dorle hat mit ihren Kindern in einem ganz kleinen einstöckigen Häuschen ein

Zimmer mit Kammer, bei einem sehr freundlichen Ehepaar S., der Mann ist bei der Bahn.

Wir zogen, nachdem wir erst einige Tage noch bei Annemarie in ihrer alten Wohnung gewohnt hatten, am 21. Oktober ins Schulhaus, wo wir eine kleine Küche, ein großes heizbares Zimmer und ein kleines unheizbares Zimmer bewohnen. Ein großes zweifenstriges im zweiten Stock ist nicht bewohnbar, weil die Fensterscheiben entzwei und kein Licht und keine Heizung [vorhanden] sind. Nun leben wir also vorläufig hier. Dorle mit Kindern führt eigene Wirtschaft. Ich bin bei der evangelischen Kirche als Läuter und Kirchendiener angestellt. Da muß ich mittags und abends läuten, oder wie sie hier sagen: „Es hat gelauten.“ Außerdem bei Beerdigungen, Taufen, Gottesdiensten etc. Der Gottesdienst, der nur alle 14 Tage bis drei Wochen ist, wird dreimal eingeläutet: eine Stunde vorher, ein halbe Stunde vorher und zum Anfang. Außerdem muß ich Gebühren einziehen. Ich soll dafür monatlich 20 bis 30 Mark bekommen. Dorle ist schon öfter zum Bauern auf Arbeit gegangen, Zuckerrüben oder so ernten. Außerdem Holz machen im Walde. Da sind die Kinder natürlich bei uns. Die Verpflegung ist dank der unermüdlichen Lauferei von Annemarie, die bei ihren Bekannten immer noch etwas bekommt, durchaus noch erträglich. Die Zuteilungen auf Lebensmittelkarte sind recht knapp. Es sind nämlich verschiedene Klassen. Erste [Klasse] – Schwerstarbeiter – bekommt sehr reichlich, zweite [Klasse] – Schwerarbeiter – bekommen auch reichlich, dritte [Klasse] – Arbeiter, zu denen auch Ärzte, Pfarrer und Lehrer gehören, bekommen normal ausreichend, vier[te Klasse] – Angestellte, sowie ich, bekommen schon etwas weniger, fünf[te Klasse]: Kinder, auch ziemlich knapp, zum Beispiel nur einen Viertel Liter Milch pro Tag (Erwachsene natürlich gar keine Milch), sechste Klasse aber bekommen kein Fleisch, keine Butter, kein Fett, nur 1.400 Gramm Brot die Woche und ein wenig Zucker und Marmelade, die aber fehlt. Also die müßten glatt verhungern.

Mutti und Dorle sind vierte Klasse. Dorle gleicht das einigermaßen mit ihren Kinderkarten aus und wir geben der Mutti ab. Wie gut, daß ich läute, und wenigstens vierte Klasse bin, sonach wäre es sehr mulmig. Wir bekommen also etwa vier Pfund Brot die Woche und 75 Gramm Fleisch, manchmal Quark, einmal Käse, einmal bekamen wir Margarine und im übrigen leben wir eben von Kartoffeln verschiedenster Form, die ein richtiger Segen sind und von unseren gehorteten Vorräten. Der ganze Tag von frühzeitig bis spät abends geht auf in der Arbeit für die Ernährung.

Die Russen haben den Ausguß verstopft, da muß jeder Eimer hinuntergetragen werden. Alles Wasser muß auch heraufgeholt werden, ebenso wie Kohle und Holz. Ein Glück, daß wir überhaupt noch etwas davon haben. Ich säge und hacke jeden Tag. Die Dorle hat 120 Bäume aus dem Wald abgeschlagen und herfahren lassen, daß ich die jetzt verarbeite. Außerdem habe ich sehr viel mit dem dauernden Kartoffelschälen und Gemüseputzen zu tun. Die Zuckerrüben zu verarbeiten ist auch eine langwierige

Sache. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles. Zwischendurch habe ich noch ein großes Gartenstück umgegraben, das wir im Frühjahr, wenn wir noch leben, bepflanzen wollen. Es geht immerfort das Gerücht, die Polen würden bis Februar 1946 Schlesien geräumt haben. Ich glaube noch nicht daran. Wir sind jedenfalls sehr froh und dankbar, daß wir jetzt wenigstens alle zusammen sind.

Die größte Arbeit hat natürlich die liebe Omi Gretel zu tun, die unermüdlich von früh bis spät für die Beköstigung der sechs Personen sorgt, was ohne Kochgas mit Holz und Braunkohlenfeuerung in der winzigen Küche große Schwierigkeiten macht. Wir bewundern sie oft, mit welcher Arbeitsleistung sie so jeden Tag fertig wird. In der Schule wohnt natürlich auch noch der Kantor Z. mit seiner Frau. Sie sind kinderlos, haben aber dauernd einen dreijährigen Enkel bei sich. Sie bewohnen drei Vorderzimmer und eine große Küche. Da der Kantor Parteigenosse in der NSDAP war, durfte er die Schulleitung nicht mehr behalten. Zuerst hieß es, er würde überhaupt weggeschickt werden, dann aber wurde er doch als zweiter Lehrer behalten. Annemarie mußte die Schulleitung übernehmen, was ihr sehr viel Arbeit macht. Es muß doch alles von Grund auf neu aufgebaut werden nach den neuen Vorschriften. Es ist für die Jungen und Mädchen auch sehr schwer. Jahrelang sind ihnen die Nazigrundsätze eingepaukt worden, von Krieg, Heldentum, Herrschaftsansprüchen, bedingungslosem Gehorsam usw. und jetzt sollen sie mit der gleichen Begeisterung von allem das Gegenteil betätigen.

Wegen der vielen im Krieg gefallenen und der aus politischen Gründen entlassenen Lehrer ist ein großer Mangel an Lehrkräften. Deshalb werden in einem Volkslehrerausbildungskursus neue Lehrer fabriziert. Alles, wozu auf den Hochschulen drei Jahre von den Abiturienten studiert werden mußte, sollen die neuen Volkslehrer jetzt in sechs Monaten, teilweise sogar in vier Monaten, lernen. Die Teilnehmer sind nur ganz vereinzelt Abiturienten oder Studenten.

[An dieser Stelle bricht der Text ab.]



## ***Hallische Beiträge zur Zeitgeschichte***

Herausgeber: Prof. Dr. Hermann-Josef Rupieper † (Heft 1-14)  
Dr. Jana Wüstenhagen, Daniel Bohse (ab Heft 15)  
Lehrstuhl für Zeitgeschichte  
Institut für Geschichte  
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
06099 Halle

### ***Heft 10 / 2001***

Mit Beiträgen von Jan Gerber, Christina Schröder, Jana Wüstenhagen/Karsten Rudolph und Georg Wagner-Kyora.

### ***Heft 11 / 2002***

Mit Beiträgen von Andreas Malycha, Anjana Buckow und Ulrich Pfeil.  
Zeitzeugen: Herbert Prieu und Hans-Dieter Nover.

### ***Heft 12 / 2002***

Mit Beiträgen von Hagen Jahn, Frank Hirschinger und Daniel Bohse.

### ***Heft 13 / Sonderheft / 2003***

Mit Beiträgen von Kristiane Gerhard, Marianne Taatz, Christina Müller, Eckehard Pistrick und Ria Hänisch.